

## Festakt 50 Jahre Karl Kübel Stiftung

### Transkript der Festrede von Prof. Dr. Norbert Lammert

Guten Morgen, meine Damen und Herren. Lieber Herr Wilkes, sehr geehrter Herr Minister! Liebe aktive und ehemalige Mitglieder des Europäischen Parlaments, des Deutschen Bundestages, des Hessischen Landtags, der kommunalen Vertretungen der Körperschaften. Sehr geehrte Repräsentanten der Kirchen, der Wirtschaft, der Wissenschaft, liebe Familie Kübel, verehrte Gäste!

Jubiläen gehören wie Geburtstage zu der Kategorie von Veranstaltungen, die deshalb so beliebt sind, weil sie mit einer verlässlichen Regelmäßigkeit friedlich, fröhlich, gelassen, manchmal ausgelassen ausfallen, jedenfalls weit gemüthlicher sind als Parteitage, Gewerkschaftskongresse - auch Plenardebatten. In welchen Parlamenten auch immer. Und auch deshalb habe ich die Einladung von Herrn Wilkes ohne Zögern gerne angenommen, an dieser stolzen Jubiläumsveranstaltung mitzuwirken.

Insbesondere aber deswegen, weil diese Stiftungsgründung schon in mancherlei Hinsicht bemerkenswert ist. Sie gibt Zeugnis von einem ungewöhnlichen Unternehmer, Kopf und Unternehmergeist und von einem mindestens so außergewöhnlichen gesellschaftlichen Engagement. Als Karl Kübel diese Stiftung vor genau 50 Jahren gegründet hat, wird ihm nicht bewusst gewesen sein, dass er sie am Tag eines anderen, eher übersehenen, aber bedeutenden Jubiläums gründete, nämlich am 4. Dezember.

Am 4. Dezember 771 – da werden sich die meisten von uns nicht wirklich daran erinnern – wurde Karl der Große nach dem Tod seines Bruders und Mitregenten Karlmann I. Alleinherrscher im Frankenreich. Das war damals auf den Tag genau 1200 und ein Jahr vorbei. Alleinherrscher im Möbelreich war Karl Kübel nie, aber er war schon eine bedeutende Persönlichkeit. Das von ihm aufgebaute Unternehmen gehörte damals zu den wichtigsten europäischen Möbelherstellern und es war damals der wichtigste, größte Arbeitgeber hier in dieser Region.

Und dass er sich im Kontext dieser erstaunlichen Unternehmensentwicklung entschloss, ein unter vielerlei Gesichtspunkten ebenso beispielloses wie beispielhaftes gesellschaftliches Engagement mit diesem Unternehmenserfolg zu verbinden, das allein rechtfertigt eine solche Jubiläumsveranstaltung. Nun leben wir 50 Jahre später in einer Zeit, in der so viele Veränderungen stattfinden. Oder genauer gesagt, in der wir so viele Veränderungen, die meist seit längerer Zeit stattfinden, auch tatsächlich wahrnehmen, dass sich dafür in den letzten Monaten mit einer erstaunlichen Folgerichtigkeit der Begriff „Zeitenwende“ eingepreßt hat. Weil wir eine Reihe von Veränderungen in Politik und Wirtschaft und Umwelt nicht als routinemäßige Fortschreibungen von Entwicklungen, sondern als Zäsuren, als Brüche empfinden. Das ist heute nicht mein Thema, aber gerade weil es diese geschärfte Wahrnehmung von Veränderungen gibt, lohnt ein kurzer Blick in das Gründungsjahr dieser Stiftung 1972, in dem es auch eine Reihe von bemerkenswerten, nicht nur routinemäßigen Ereignissen und Entwicklungen gegeben hat.

Gleich am Anfang, im Frühjahr des Jahres 1972, ist der berühmte Bericht des Club of Rome über die „Grenzen des Wachstums“ erschienen, der zum Ersten Mal eine breite Öffentlichkeit auf die eher übersehenen Grenzen eigendynamischer Entwicklungen in Wirtschaft und Gesellschaft aufmerksam machte. Auch wenn man mit dem zeitlichen Abstand, den wir zu diesem Bericht inzwischen haben, selbstkritisch einräumen muss, dass manche der damals aufgezeigten Perspektiven zu lange folgenlos geblieben sind, sodass der damit aufgestaute Problemdruck sich heute in einer besonders unangenehmen Weise entlädt.

Im Jahr 1972 hat es zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ein konstruktives Misstrauensvotum gegen den amtierenden Regierungschef gegeben. Das ist damals im April gescheitert, aber noch im gleichen Jahr, im September des gleichen Jahres, ist die von Willy Brandt selbst gestellte Vertrauensfrage im Deutschen Bundestag

wiederum gescheitert, sodass es zum ersten Mal seit 1949 zu vorgezogenen Bundestagswahlen im November gekommen ist.

Im Jahr 1972 gab es die denkwürdigen Olympischen Spiele in München, eine ungewöhnlich fröhliche, auch für Sportereignisse damals als Maßstab setzend empfundene Veranstaltung. Über die dann sehr schnell sich der Schatten der dramatischen Geiselnahme von elf Athleten des israelischen Olympia Teams legte.

In diesem Jahr, am Ende dieses Jahres 1972, wurde der Grundlagenvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR abgeschlossen. Und wenn wir über außergewöhnliche Ereignisse reden, darf auch dieses nicht fehlen: Im Juni dieses Jahres 1972 gewann eine deutsche Fußball Nationalelf tatsächlich ein Turnier, nämlich die Europameisterschaften in Belgien mit einem glatten drei zu null Sieg gegen Österreich. Es ist lange her, zeigt aber, dass Dinge möglich sind, die wir inzwischen kaum noch für möglich halten.

In diesem Jahr, am Ende dieses Jahres 1972, wurde der Grundlagenvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR abgeschlossen. Und wenn wir über außergewöhnliche Ereignisse reden, darf auch dieses nicht fehlen. Im Juni dieses Jahres 1972 gewann eine deutsche Fußball Nationalelf tatsächlich ein Turnier, nämlich die Europameisterschaften in Belgien mit einem glatten drei zu null Sieg gegen Österreich. Es ist lange her, zeigt aber, dass Dinge möglich sind, die wir inzwischen kaum noch für möglich halten.

Meine Damen und Herren, „Die Familie ist die älteste aller Gemeinschaften und die einzige natürliche“. Dieser schlichte, schlanke Satz ist nicht von Karl Kübel, was jeder für so plausibel halten würde, auch nicht von Romano Guardini, einem seiner großen geistigen Mentoren, er stammt erstaunlicherweise von Jean-Jacques Rousseau, dem großen französischen Schriftsteller, Philosophen, Pädagogen. Und er ist deswegen doppelt bemerkenswert, weil Rousseau in die Geistesgeschichte als einer der geistigen Väter unseres modernen Staatsverständnisses eingegangen ist.

Zu Recht im Übrigen, was man mit vielen Hinweisen auf sein umfangreiches Wirken als Philosoph und Pädagoge begründen kann. „Die Familie ist die älteste aller Gemeinschaften und die einzige natürliche“.

Jedenfalls lässt sich schwerlich übersehen und schon weniger bestreiten, dass der mit Abstand größere Teil der Menschheitsgeschichte nicht durch eine ausgeprägte staatliche Rolle bei der Begleitung von Biographien, von Lebensschicksalen, schon gar von Lebensrisiken gekennzeichnet war, sondern dass dies Jahrtausendlang die natürliche und scheinbar exklusive Aufgabe von Familien war, Menschen ins Leben und durch das Leben zu begleiten, sie abzusichern, wenn es zu vorhersehbaren oder nicht vorhersehbaren Herausforderungen oder Problemen kam.

Die Vorstellung, dass für die Begleitung von Biographien und schon gar für die Absicherung von Lebensrisiken der Staat eine eigene Aufgabe habe, gehört zu den jüngeren Entwicklungen und sicher auch Errungenschaften der Menschheitsgeschichte. Und mit maßvoller Übertreibung wird man sagen können: Wenn es denn überhaupt so etwas wie einen deutschen Beitrag zum modernen Staatsverständnis gibt, dann ist es genau dieser. Die Demokratie haben die Deutschen ganz offensichtlich nicht erfunden.

Auch Parlamente gab es anderswo früher als in Deutschland. Republiken wurden anderswo früher ausgerufen als in Deutschland. Selbst Rechtsstaaten und Bundesstaaten lassen sich innerhalb wie außerhalb Europas früher antreffen als auf deutschem Boden. Aber was in Deutschland früher anders und nachhaltiger entstanden ist als in vielen anderen Ländern, auch in älteren Demokratien als unsere, das ist das Konzept des Sozialstaats. Zum ersten Mal nicht nur formuliert, sondern umgesetzt in der berühmten Bismarck'schen Sozialgesetzgebung am Ende des 19 Jahrhunderts mit sukzessive eingeführten gesetzlichen Regelungen für Krankenversicherung und Unfallversicherung, für Invaliden und schließlich Rentenversicherung. Wobei uns heutigen Beitragszahlern und Nutzern eines gewachsenen Sozialstaates natürlich längst aus dem historischen Bewusstsein entschwunden ist, dass die damaligen Anfänge des Sozialstaates ganze 10 Prozent der

Bevölkerung umfassten.

Oder andersherum formuliert: Für 90 Prozent galt der Zustand weiterhin, von dem ich gerade erläutert habe, dass er Jahrtausende der Menschheitsgeschichte geprägt hat, dass für die Absicherung von Lebensrisiken es keine staatliche und schon gar keine originäre staatliche Verantwortung gäbe. Ich würde sie gerade parallel zu der Zahl, die Herr Wilkes in seiner Begrüßung genannt hat, nämlich der bemerkenswerten Entwicklung von privaten gemeinnützigen Stiftungen in Deutschland auf eine andere Zahlenreihe aufmerksam machen, die die Dynamik des Sozialstaates erklärt und dann eigentlich die Frage nahelegt:

Braucht es daneben oder gar dagegen auch privates gemeinnütziges Engagement? Zwanzig Jahre nach dem Abschluss der Bismarck'schen Sozialgesetzgebung 1913, also unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges, betrug die Sozialleistungsquote in Deutschland, also der Anteil aller staatlich organisierten Sozialleistungen an der gesamten Wirtschaftsleistung überschaubare 3 Prozent. 25 Jahre später, 1938, unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg, war sie auf 6 Prozent gestiegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Begründung der Bundesrepublik Deutschland, mit der damit verbundenen Entwicklung einer neuen Verfassung, auch eines neuen Verständnisses, einer neuen Wirtschaftsverfassung, einer sozialstaatlich verstandenen Marktwirtschaft, soziale Marktwirtschaft.

Lag die Quote in den späten 50er und frühen 60er Jahren zwischen 18 und 19 Prozent und schon Mitte der 70er Jahre, also ungefähr zu dem Zeitpunkt, als die Karl Kübel Stiftung gegründet wurde, hat sie dann das Niveau erreicht, das seitdem mit kleineren Schwankungen ziemlich genau bei 30 Prozent, ein bisschen mehr oder ein bisschen weniger als diese Markierung liegt. 30 Prozent der gesamten jährlich erwirtschafteten Leistung unserer Volkswirtschaft wird übrigens über 150 unterschiedliche einzelne Sozialleistungen für soziale Anliegen verausgabt.

In absoluten Zahlen ist das ein Betrag von weit über einer Billion Euro im Jahr und man könnte eigentlich meinen, damit hat sich das nun ein für alle Mal erledigt, was erstaunlicherweise Jahrtausende lang für die selbstverständliche Aufgabenverteilung gehalten wurde, für das eigene Leben und die damit verbundenen Herausforderungen ist jeder selbst verantwortlich. Und da, wo das seine Kräfte übersteigt, da stehen ihm hoffentlich Angehörige zur Seite.

Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten, Großeltern, ein Familienverständnis, das sich über Jahrhunderte, Jahrtausende entwickelt und glücklicherweise gehalten hat und ohne das im übrigen viele Menschen buchstäblich nicht überlebt hätten.

Aber jeder, der sich als aktiver Politiker oder ehrenamtlich in den vielen, vielen sozialen Diensten, die es in unserem Lande gibt, mit diesem Thema beschäftigt, der wird zahllose Beispiele kennen und auch vortragen können, dass auch ein erstaunlich aufgewachsener Sozialstaat nie die Treffergenauigkeit entwickelt und entwickeln kann, um die tatsächlichen konkreten Lebensschicksale angemessen zu begleiten. Er kann es im Übrigen schon deswegen aus systematischen Gründen nicht, weil der Staat seine Verpflichtungen wie seine Leistungsversprechen regelmäßig in Gestalt von Gesetzen erledigt, die – wie soll es denn auch anders sein? – immer angenommene Durchschnittsfälle regeln.

Und dann stellt man mit einer unangenehmen Regelmäßigkeit fest, dass im richtigen Leben fast alles vorkommt, nur nicht die angenommenen Durchschnittsfälle. Was übrigens die erstaunliche Geschwindigkeit hinreichend erklärt, mit denen gut gemeinte, sorgfältig vorbereitete Gesetze novelliert werden müssen, weil es dann die Rückmeldungen aus der Bevölkerung, aus den Wahlkreisen an die Abgeordneten gibt: Habt ihr euch das eigentlich so wirklich gedacht? Antwort: Nein, haben wir uns auch so nicht vorstellen können. Und dann findet halt das Nachbessern von Regelungen statt. Aber so perfekt wird ein noch so sorgfältig organisiertes parlamentarisch demokratisches System nie sein können, um die Vielfalt der Lebensverhältnisse treffergenau abzubilden.

Und deshalb ist es nicht nur so gut, sondern so wichtig und so unverzichtbar, dass es neben dem Staat und seinem spät, aber inzwischen gründlich entdeckten sozialen Engagement, privates gemeinnütziges Engagement gibt. Und ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist ohne Zweifel dafür die Karl Kübel Stiftung. Dass sich im Übrigen auch und gerade der im internationalen Maßstab außergewöhnlich hoch entwickelte deutsche Sozialstaat ganz sicher nicht einbilden darf, er habe alle einschlägigen Aufgaben und Probleme im Griff, wird allein aus dem Umstand deutlich, dass fast 2 Millionen Kinder in Deutschland von Armut betroffen sind – was man sich in einem der reichsten Länder der Welt eigentlich gar nicht vorstellen möchte.

Meine Damen und Herren, wenn wir – wozu ein solches Jubiläum ja Anlass gibt, zumal wenn sich diese Stiftung ganz besonders und ganz gezielt und demonstrativ mit Familie beschäftigt und diesem Anliegen widmet, dann ist es sicher auch gut und richtig, uns vor Augen zu führen, dass sich im Laufe der Zeit und auch und gerade im Laufe dieser fünfzig Jahre unser Familienverständnis deutlich entwickelt und in mancherlei Hinsicht auch verändert hat.

Würde man Konrad Adenauer und den wenigen Damen und zahlreichen Herren des Parlamentarischen Rats, die damals das Grundgesetz entwickelt haben, unser heutiges Familienverständnis einschließlich der damit verbundenen gesetzlichen Regelungen vorführen, wäre der schon ziemlich verblüfft. Über die damit verbundenen Veränderungen sind die einen erleichtert, die anderen besorgt. Beides ist im Rahmen unserer Verfassungsordnung mindestens legitim. Dass wir jedenfalls heute ein anderes, weniger homogenes, schon gar nicht monolithisches Familienverständnis haben, als das noch zur Gründung dieser Republik der Fall war, das ist offensichtlich. Im Übrigen führen uns Historiker immer wieder vor Augen, dass jede Epoche der Menschheitsgeschichte Idealvorstellungen von Familie entwarf, aber die Realität der tatsächlichen Familienverhältnisse war von diesen geschilderten Idealvorstellungen doch immer vergleichsweise weit entfernt. Ich glaube nicht, dass man aus der Entwicklung der jüngeren Vergangenheit den Schluss ziehen muss und nach meinem Verständnis schon gar nicht sollte, dass unter diesem Begriff beliebige Konstellationen abgebildet werden können.

Aber jedenfalls vielfältigere Formen als das dem traditionellen klassischen Familienverständnis entspricht. Aber auch und gerade dieses traditionelle Familienbild ist ein Lebensentwurf, der seine Legitimation behält, auch wenn nicht alle Menschen ihn so gelebt haben und auch zukünftig so leben werden. Jedenfalls sollte es unser gemeinsames Ziel sein, sowohl staatlicher wie gesellschaftlicher Anstrengung jedem einzelnen die Chance zu eröffnen, seinem Ideal von Familie möglichst nahe zu kommen als einer Gemeinschaft von Menschen, von Eltern, von Kindern, die sich in gegenseitiger Zuneigung, Fürsorge und Verantwortung verbunden sind und möglichst auch verbunden bleiben. Und nachdem ich mit Jean-Jacques Rousseau begonnen habe, will ich doch mindestens mit Karl Kübel schließen. Das nächste Zitat ist tatsächlich von ihm: „Angesichts der auflösenden Tendenzen in Familie und Gesellschaft ist es von höchster Dringlichkeit, die Werte zu vermitteln, bewusst zu machen und zu pflegen, die dem menschlichen Dasein tragenden und verlässlichen Grund verleihen“. In dieser Formulierung kommt zum Ausdruck, dass jedenfalls ein Motiv der damaligen Stiftungsgründung seine Wahrnehmung von Veränderungen war, die er nicht auf sich beruhen lassen wollte, sondern die er begleiten wollte und von denen er den mehr oder weniger ausdrücklichen Eindruck hatte, das nicht allein dem Staat überlassen zu sollen und zu dürfen.

Meine Damen und Herren, seit jetzt fünfzig Jahren, einem halben Jahrhundert, unterstützt die Karl Kübel Stiftung weltweit Kinder und deren Eltern im Inland und in immer größerem Anteil auch der Gesamtaufwendungen der Stiftung im Ausland. Die Förderung von Familien, von Kindern, ist und bleibt eine der zentralen Zukunftsfragen für unsere Gesellschaft. In einer Zeit, in der sich die Lebensverhältnisse mit immer größerer Geschwindigkeit verändern, sollten junge wie ältere Menschen verlässliche persönliche Bindungen nicht als Zumutung begreifen, sondern als Voraussetzung für die Verortung und Verankerung in einer immer komplizierteren Welt, in der jeder seinen Platz braucht.

In diesem Sinne gratuliere ich der Stiftung und wünsche ihr auch für das nächste halbe Jahrhundert einen ähnlichen Erfolg. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.